

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 20 (1952)
Heft: 1

Artikel: Es ist eine Gnade ...
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-567426>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es ist eine Gnade...

Von *Chrysis*

«Wieder fällt ein Blatt von meinem Baum,
Wieder welkt von meinen Blumen eine.
Wunderlich, in ungewissem Scheine
Grüsst mich meines Lebens wirrer Traum.»
Hermann Hesse.

Ein Morgen wie alle Morgen.

Die Fabriksirene aus der zweiten Querstrasse hat mich geweckt. Fahle Morgensonne scheint auf die verblichene Bettdecke, mit der sich schon Unzählige vor mir zugedeckt haben. O Dürftigkeit des Mietzimmers! Die geplatze Decke und der Riss über der Tür, wo die Tapete ihr fantasieloses Blumenmuster abrollt! Wieviele hat der Raum schon beherbergt — manchen Unglücklichen, viele Liebespaare, die in demselben dürftigen Bett gelegen haben. Lust und Leid wohnen ja so dicht beieinander. Eines gebiert das andere.

Ich bin allein, immer allein. Einsam schlägt das Herz. Systole, Diastole. Freude und Schmerz. Mir scheint: mehr Schmerz als Freude. Das Leben ist dazu da, um Sterben zu lernen. Mehr noch, glaube ich, dass man sich abfinde mit dem Gedanken des ewigen Alleinseins. Wir wollen und können nicht allein leben, und doch müssen wirs. Es ist die grösste Tragik unseres Daseins: was nach Freundschaft und Liebe in uns bittelt, geht meist leer aus oder mit einem blossen Almosen. Jeder Mensch ist eine so eigentümliche Welt für sich allein, und am Ende deckt der Grabstein sie, die niemand völlig entdeckt hat. Hilflos ist der Mensch schon bei seiner Geburt, hilflos in Krankheit und Leid, hilflos im Tode: anderer so bedürftig, des Freundes bedürftig, und doch so allein.

Wie immer morgens, trete ich den Weg zur Universität an. Es ist langweilig, immer denselben Weg zu gehen, ohne freundliche Begleitung. An der Brücke sitzt ein junger Mann und bittelt. Kriegsinvalide ohne Beine. Er hat feine Züge und einen unsagbar traurigen Ausdruck in den Augen, die ehemals vielleicht Glück verheissen haben. Einen Tag um den anderen warf ich ihm eine Münze in den Hut. Aber da ich das finanziell auf die Dauer nicht durchhalte, mache ich neuerdings einen Umweg, um ihn zu meiden.

Auf dem Boulevard betrete ich die Kaffeestube, die schon zu früher Stunde gut besucht ist. Morgenstunde hat Gold im Munde, heisst es. Nun, es kommt darauf an, wie mans betrachtet. Für den Besitzer dieser Kaffeestube spuckt sies sogar aus, das Gold. Ich kriege — ohne dass ichs will — fast täglich zu spüren, wie gut der Mann verdient; muss ich doch manchmal warten, bis ein Platz frei wird. Der Stuhl ist dann immer noch ganz warm, auf den ich mich setze. Und andere stehen schon wieder auf dem Sprung, meinen Platz einzunehmen, wenn ich mich erhebe.

Heute ist allerdings mässiger Betrieb. Ich kann sogar eine Zeitung vom Haken nehmen, um mich nach langer Zeit einmal über die Lage zu informieren. Politik, Feuilleton, Neues vom Tage, Kleine Anzeigen. Der-

weile bedient mich der Kellner. Es ist stets der gleiche, ein junger Mann mit blonder Haartolle. Er serviert mir den schwarzen Kaffee und die zwei trockenen Hörnchen in so verletzender Nichtachtung, wie wenn er sagen wollte: Kannst du das auch bezahlen? Dabei ist es noch nicht mal echter Kaffee.

Heute fiel mir ganz besonders auf, dass der Blondgelockte eine Ondulationswelle trägt, auf die er sich augenscheinlich etwas zugute hält. Nach Haltung und Aeusserem könnte man bei ihm auch auf Friseur tippen, die sind zuweilen ebenso gespreizt. Aber auch ohne das Drum und Dran weiss ich, von welcher Sorte er ist. Mechanisch legt er an der Schmalseite des Tisches, wo ich mich hingesetzt habe, eine saubere Papierserviette auf, um die hässlichen Flecke im Tuch zu verdecken. Fast maschinell geht das vor sich. Jeder Griff sitzt — wie beim Roboter. Er benimmt sich herablassend wie je, obwohl er längst gemerkt hat, was ich für einer bin.

Heute bietet sich gute Gelegenheit, einander zu beobachten. Am Nebentisch sitzt ein gut aussehender Mann, für den er offenbar Interesse bekundet. Dienstfertig schwänzelt er um seine Nähe. Staubt elegant mit der Serviette die Weissbrotkrümel vom Tisch und möchte partout gesehen werden. Es entgeht ihm nicht, dass ich zuweilen über den Zeitungsrand schiele, um ebenfalls — Gott gebt! — einen Blick von dem ‚Göttlichen‘ zu erhaschen. Zwischen dem Domestiken und mir entspinnt sich ein stummer Konkurrenzkampf. Die Aussicht, bemerkt zu werden, ist allerdings für mich noch geringer als für ihn: ich bin nicht nach dem letzten Schick gekleidet, und an der Jacke fehlt mir unglücklicherweise heute morgen ein Knopf. Auch sind die Aermelränder durchgestossen und zeigen eine bedenkliche Neigung zum Ausfransen. Mein Haar ist widerborstig und gehorcht nicht der Bürste wie etwa die blondgelockte Tolle von dem da. Wie der sich drüben an der Theke herumdrückt und kein Auge von dem Mann lässt! Jetzt kämmt er sich gar nochmal und schiebt mit geübter Hand die Welle zurecht, wobei ich für mich die Betrachtung anstelle, ob die Haarfarbe wohl echt sei. Er hasst mich, das weiss ich genau, weil ich ihn auch hasse. Gerade deshalb wird er mir jetzt demonstrieren, was er vermag, während ich hier wie angegelt auf meinem Sitz bin.

Er rückt die schwarze Fliege zurecht, durchmisst mit geschmeidigem Schritt den Raum und hebt das Zeitungsblatt auf, das dem wunderbaren Mann unvermerkt beim Lesen entglitten ist. In devoter Haltung reicht er es ihm — etwas Hündisches hat der ganze Kerl auf einmal. Der Mann blickt auf, sagt «Ah!», lächelt und spürt den Blick des Kellners, der gefällig in ihn hineinkriecht. Oder täuscht mich die Eifersucht? Nein! Mich durchzuckt: er schaut bewusst, denn er schaut zweimal. Nichtsdestoweniger hat der Mann sich in der Gewalt. Ich bewundere das. Mit gespielter Gleichgültigkeit faltet er wenig später die Zeitung zusammen und sucht verstohlen nach dem eifrigen Bedienten. Dessen Züge quittieren die unauffällige Beobachtung mit einem eigentümlichen Lächeln, das, unvermittelt mir zugewandt, den Ausdruck der Unverschämtheit gewinnt und den Hohn nicht verbergen will. Meine ohnmächtige Wut erhöht ihm den Reiz an diesem Spiel. Nun öffnet der Gast ein Zigarettenetui, klopft umständlich die Zigarette auf der Tischplatte ab und blickt abermals nach



dem Kellner, hilfesuchend, erwartungsvoll. Aufforderung zum Tanz. Feuer? Ja, und ob, viel Feuer! Der Kaffee sei sehr zu empfehlen, gewiss, der Herr. Ob der Herr sonst noch Wünsche irgendwelcher Art . . . ?

O, dem Manne kann geholfen werden. Ich versinke hinter meine Zeitung und zittere vor Erregung. Meine Hände, die das Blatt umkrampfen, sind ganz kalt und schweissig. Mein Gott, was für ein Mann! Wie er spricht, wie er lächelt. Und er sieht mich nicht. Das kann er ja auch nicht, wenn ich mein Gesicht verdecke. Aber er würde mich auch sonst nicht anschauen. Ich bin nicht der Typ, den man anschaut. Nicht der Typ, dessen blosser Anblick schon lenzlich erregt. Nein, der bin ich nicht. Jetzt habe ich ohnehin einen hässlich entzündeten Pickel auf der Stirn. Ganz gewiss wäre ich auch nicht mein Typ, wenn ich mich hier am Tisch sitzen sähe.

Was soll ich tun? Um mein Zittern zu bemeistern, überfliege ich die kleinen Annoncen. «Herr sucht Bekanntschaft mit junger hübscher Dame zwecks . . .» Und nun folgt irgendein Euphemismus. Ja, die dürfen. Die dürfen ihre Wünsche sogar in öffentlichen Zeitungsanzeigen aussprechen. Und sich sans gêne in öffentlichen Lokalen treffen, um einander abzutasten, ob sie sich im Bett wohl auch mögen werden. Erst mit den Augen, dann in der Konversation (das spielt zwar eine sekundäre Rolle), und dann mit der Hand in zärtlicher Berührung. Natürlich völlig unabsichtlich. Die junge Dame tut verschämt und errötet, dabei hat sie schon den ganzen Abend darauf gewartet. Warum bloss dieses Theater, denn sie dürfen doch! Das ist doch «normal»! O diese ganze verfluchte, verlogene Konvention! Gepriesener Friedrich Logau!

«Soviel Händel, soviel wonders, als verliebte Leute machen, wozu dient es, wohin zielt es? Denke nach! So wirst du lachen».

Ich hasse die Weiber, ich hasse die buhlenden Männer, die schamlos vor aller Welt ihre Gefühle preisgeben. Ach, was sage ich! Man bewundert sie ja noch dafür. «Was für ein Don Juan!» sagen die Frauen, entzückt über die vermutete hohe Potenz. Unzweideutig leuchtet ihnen schon aus den Anzeigen entgegen, was sie gern lesen möchten. ‚Hohe‘ und ‚aussergewöhnliche Ansprüche‘ finden besonders gern Erhörung. Schliesslich ist es ja auch ehrlich gemeint, nichtwahr! Denn steht da nicht: «Ehe später nicht ausgeschlossen» oder so ähnlich! Gewiss! Es ist sogar vielleicht noch ein bisschen eleganter frisiert als ich das jetzt zu sagen wüsste.

Und wir? Wir drücken uns abends an den Bahnhöfen herum wie die Verbrecher. Passen gierig auf, ob ein Blick uns folgt und markieren dann den harmlosen Spaziergänger, um eine dunkle Ecke zu gewinnen, wo man ungestört ein Wort wechseln kann. Das macht das altbürgerliche Vorurteil der gestrengen «Sittsamkeit». O, was sittsam ist, sehe ich abends an der belebten Ecke, wo die überdimensionalen Privatwagen anhalten und ihre Verschläge öffnen, damit die feinen Herren die Huren näher beäugen können. Sie dürfen es ungestraft, ja wir kriegen die Sittsamkeit sozusagen aus erster Hand von ihnen kredenzt.

Einmal hat sich eines von den Weibern, die sonst geübter Kennerblick leitet, mit mir vertan. Da hat eine im tiefsten Schatten zweier Bäume «Na, Bubi» zu mir gesagt und hat mich im Gespräch mit dem ihr eigenen Raffinement unter die Laterne dirigiert, um schliesslich fest-

stellen zu müssen, dass ich nicht zu der Kategorie der eleganten Männer rechne.

«Kleiner, du siehst aus wie ein verhungertes Student!» hat sie gesagt. — «Das bin ich auch», habe ich geantwortet. — «Du bist nicht mal hübsch!» hat sie darauf gesagt. Ihre kaltschnäuzige Art hat mich verdrossen, obgleich ich weiss, dass ich kein Adonis bin und dass sie im Grunde recht hat. Aber ich wollte ihr die Unhöflichkeit eintränken. Es genügt, wenn man ehrlich gegen sich selbst ist. Seine Mängel möchte man sich ungern von anderen quittieren lassen, zumal man um ihre Bestätigung nicht gebeten hat. «Hätte ich einen guten Pinkel Geld, würde ich dir recht sein!» versetzte ich. «Du fragst sowieso nicht nach der Larve, nur nach der Börse.»

«Frech wirst du auch noch, du lahmer Hahn? Das müsste man dir . . .» «Suche nicht unnütz nach Kraftausdrücken», schnitt ich ab. «Es wäre nicht der Mühe wert. Ich liebe Frauen nämlich gar nicht. Ich liebe Männer.»

Da schwieg sie. Sie war perplex. Als sie sich gefangen hatte, verzog sie ihren aufgeworfenen Mund zu einem gutmütigen breiten Grinsen und tätschelte mir den widerborstigen Schopf. «Du bist ehrlich, Rubi. Ich mag dich. Hoffentlich kriegst du heute abend noch ein paar ab.»

Mein Gott! Sie hielt mich vom gleichen Metier! Die Konkurrenz von drüben! «Nicht Männer», verbesserte ich mich. «Einen Mann. Einen einzigen. Einen Freund.»

Da wurde sie langsam ernst und ihre Miene bekam einen harten Ausdruck. «Armer Junge», sagte sie.

Langsam verschwand sie in die Nacht.

*

Ich bin wieder heimgekehrt in mein kahles Zimmer. Abermals Schlafenszeit. Meine Nachbarn kommen nach Hause, laut wie immer. Ich höre die Stimmen durch die dünne Wand. Die Stimme des Jungen erinnert mich an irgendetwas; heute besonders, obwohl ich das Organ doch schon ein paar Wochen lang vernehme. Ich habe mich aufs Bett geworfen, starre gegen die Decke, wo der offene Schirm der armseligen Tischlampe einen hellen Kringel himmelt. Ein schwarzes Kreuz schwebt darin über die ganze Breite: dort werfen die Streben ihren Schatten, die den Schirm halten. Für mich ist es wie ein Symbol, das Kreuz. Gezeichnet. Geächtet. Outcast.

Da ruft der Junge von nebenan was. Und nun weiss ichs urplötzlich: der Kellner von heute morgen! Seine Stimme klingt ähnlich. Der Schurke, der abgefeymte. Mir ist keineswegs entgangen, wie er dem herrlichen Mann in den Mantel geholfen und dabei flink den Zettel empfangen hat, den jener am Tisch eigens für ihn geschrieben hatte. Ich habs ja gewusst. Es war ein Mann von guten Umgangsformen. Er machte es dezent. Dezent als sein wohlfeiler Empfänger, der mit dem Billett in der Hand für den Gast die Windtür drehte und — mit einem vielsagenden Blick auf mich — wie ein Pfau tat, der sein Rad schlägt. Ich schwanke, ob ich morgen früh wieder hingehen werde — im Bewusstsein, in welchen Armen der Kerl heute nacht ruht, bliebe mir der Bissen im Halse stecken.

Eines kommt hinzu und enthebt mich der Entscheidung: Ultimo ist heran, die Zeit, da ich auf die beiden Hörnchen morgens verzichten

muss, um meine Zimmermiete zusammenzukratzen. Soll ich das lumpige Leben dafür segnen, dass es mir den Entschluss leicht macht und mich — für die nächsten Tage wenigstens — eo ipso bewahrt vor einem Wiedersehen mit dem Livrierten!

Nebenan erhebt sich Geräusch. Ich höre, wie sie sich entkleiden. Dann ein Wortwechsel. Gegen meinen Willen werde ich Zeuge dessen, was sich hinter der Wand abspielt. Wieder einmal. «Sei doch nicht so brutal!» schreit der Junge und stöhnt. Ein Stuhl wird umgeworfen. Noch ein unterdrückter Ruf. Aber anscheinend möchte er das so. Die Auflehnung gegen die Gewalt ist ein Befehl. Kurz darauf knarrt die Bettstelle.

Es ist immer dasselbe. Ich habe schon darum gebeten, dass man das Bett auswechseln möge, damit ich nicht so häufig im Schlaf gestört werde — weil wir Wand an Wand liegen. Aber sie haben nur verständnisvoll gelacht und es für einen obszönen Scherz von mir gehalten, weil ihnen auf die Dauer nicht verborgen bleiben konnte, dass ich einer von den ihren bin. Seltsam, dass man es in solchen Fällen gar oft an der nötigen Höflichkeit fehlen lässt. Sie nehmen den Umstand als ein Privileg, sich gehen zu lassen. Etwa so: wenns die andern wissen und sich nicht daran stossen — was schert uns der!

Augenscheinlich tragen sie der Tatsache Rechnung, dass in diesem Hotel garni vorwiegend fragwürdige Leute logieren. Die Wirtin hat stillschweigend zur Kenntnis genommen, dass da zwei wohnen, die «was zusammen haben». Was kümmert sie es! Sie kassiert für das Logis, nicht für Gardinepredigten. Ferner ist im Quartier ein Schieber untergekrochen, der gewähren lässt, auf dass man ihn gewähren lasse. Die alte Pensionärswitwe am Ende des Ganges, neben der Toilette, hört und sieht ohnedies nichts mehr und dämmert ihre Tage dahin, und der Dicke im Gehpelz, mit dem unvermeidlichen Zigarrenstummel im Mundwinkel, übergeht die Chronique scandaleuse des Hauses aus fetter Herzensträgheit. Womöglich wünscht er, dass man sich auch mit seiner Person nicht näher befasse.

Na, und der verhungerte Student neben dem bewussten Zimmer, der zählt nicht für voll. Auch weiss man sowieso nicht genau, wo es mit dem hingeht. Nie ein Mädels bei sich... Wie anders der von Nummer 6, der in puncto puncti fast zuviel des Guten tut. Seine Gepflogenheiten vertragen den Konsumenten.

Ja, den von Nummer 6 habe ich mir auch schon einmal näher unter die Lupe genommen, ich will es ruhig gestehen. Es ist ein schwarzer rassiger Bursche. Einmal stand er in der Haustür und kramte in der Tasche. Als ich kam, schmunzelte er mir entgegen. Es war ganz eigen, so dass mir das Herz einen Schlag lang stockte. Er schien damit anzudeuten: Verstell dich doch nicht! Ich habe doch längst gemerkt, wie du immer gaffst! — Bevor ich aber eine Ungeschicklichkeit begehen konnte, wurde ich gewahr, dass die einladende Miene nicht mir, sondern seinem neuesten Mädels galt, das hinter mir kam. Mir wurde ganz heiss bei dem Gedanken, dass ich mich beinahe dekuviert hätte. Und vor mir selbst schämte ich mich der Missdeutung, als ich an ihm vorbei durch die Tür schritt und er mir die Tageszeit entbot. Welche Vermessenheit! Wie konnte ich auch vermuten, dass er ausgerechnet mir...

*

Ich habe die Lampe ausgeschaltet. Der Tageslärm um mich verebbt allmählich. Ich schliesse die Augen und suche vergebens den Schlaf. Auf meinem Lager wälze ich mich hin und her, eingewickelt in meine Bettücher. Sachte verweben sich Traum und Wirklichkeit; auf meine Augenlider senkt sich ein männliches Antlitz herab. Von irgendwoher dringt plötzlich nervöses Lachen an mein Ohr. Habe ich geträumt oder schallt es aus der Kneipe herauf? Ich bin wieder hellwach. Nebenan sind sie noch am Werk. Lange halte ich das Rappeln und Ratschen nicht mehr aus, ich werde einen Schuh gegen die Wand feuern. Unten hupt ein vorüberfahrendes Auto, der Scheinwerfer dringt für Sekunden in mein Zimmer, weil ich keine Zuggardine vor dem Fenster habe. Der Lichtkegel löst einen alten Gedanken in mir aus. Vielleicht sitzt dort unten im Auto gerade der Freund, nach dem ich mich sehne. Und ich liege hier oben auf der Matratze und verzehre mich. Wie sollte er mich hier finden? Auf die Strasse gehöre ich, wo man Tuchfühlung mit den Passanten bekommt und sich mit Blicken streift!

Ich fürchte diesen Gedanken, wenn er mich überfällt, denn ich weiss, wie es endet. Das Nächste ist, dass mich eine sinnlose Angst packt, etwas zu versäumen. Es ist die reine Torschlusspanik. Hastig fahre ich in meine Kleider, ohne Licht zu machen. Es sind ja tagaus tagein dieselben Handgriffe. Freilich seltener um diese Stunde. So sinnlos ist das alles — ahne ich doch im voraus, was mich erwartet: ein Angstschweissausbruch, ich könnte beim Hinausschlüpfen meiner Wirtin auf dem langen Korridor begegnen, wo Nacht für Nacht die trübe Funzel brennt. Es ist peinlich, lange nach Mitternacht beim Ausgang angetroffen zu werden, wenn man keinen zwingenden Grund dazu hat. (Und ich meine, die ausgebuffte Alte könnte mir am Gesicht ablesen, was mich hinaustreibt.)

Auf der Strasse finde ich Verlassenheit unter bleichsüchtigen, grünweissen Laternen, feuchtgrauen Nebel, der sich wie ein Tuch ums Licht lagert, ein paar gebrochene Zweige auf dem Pflaster im vermanschten Schnee - Winter. Dieses Gefühl dringt bis ins Innerste. Ich schlendere die Strasse hinunter, weiche den Pfützen aus, die sich vom letzten Regenguss gesammelt haben. Am Tage spiegeln sie ein Stück Himmel wider, ein Stück Wolke. Ich erinnere mich, es oft gesehen zu haben. Auch die Gesichter junger Paare, die Arm in Arm vorübergehen und drüber hinwegspringen, leuchten aus den Wasserlachen. Gesichter junger Mädchen, junger Männer. Doch ich lese sogar im Spiegelbild ab, dass sie oft gar nicht zusammengehören und nur für die Galerie ein Paar sind.

Zumeist benutze ich tagsüber die Bordschwelle zum Gehen, denn mich geniert der Gedanke, dass mein rechter Absatz schiefer abgelaufen ist als der linke. Jedermann starrt auf meinen Absatz. Nächtens verlässt mich das peinigende Gefühl. Nichts anderes ist mir bewusst, als dass ich heute nacht mein heisses junges Herz darbringe. Aber es ist keine Menschenseele mehr unterwegs; ich hätte also ruhig im Bett bleiben können. Alle die anrühigen Stellen in der Stadt kenne ich, wo die feinen Leute nicht gern gesehen werden möchten. Aber auch dort ist nichts mehr los. Abgesehen davon, dass sich an diesen Ecken zumeist nur billiges Volk tummelt. Manchmal ist es mir selbst nicht ganz geheuer an diesen Orten; wie dumm, wenn man ein bekanntes Gesicht antrifft und alberne Märchen erfinden muss, warum man zufällig hier ist. Das streut man im

Laufe des Gespräches «achtlos» ein und nennt es diplomatisch. Ist der andere völlig arglos, wird er sich wundern über die auffallende Eloquenz, ist es ein verkappter Esoteriker, sind derlei Phrasen ohnehin lächerlich, indem sie den wahren Grund der Abendpromenade um so deutlicher verraten.

Nein, nicht länger möchte ich so leben! Warum hast du mich so gemacht, mein Gott? Wozu bin ich nütze? Siehe, ich diene nicht der Erhaltung des Menschengeschlechts. Und hattest du es dennoch in deinem Rat beschlossen — warum gabst du all den andern, die ihre Lebensgewohnheiten in das unerbittliche Gesetz der «Norm» fassten, nicht zugleich Einsicht und Erleuchtung, dass ich dagegen anders handle, weil ich eben so handeln muss. Dass ich unter dem Zwang meiner Natur stehe wie sie unter dem Zwang der ihren — auf dass sie mich gewähren lassen nach meiner Art, wie ich mich ja auch an ihnen nicht störe? Damit sie erkennen mögen, dass auch die «Norm» nur relativ ist wie alles auf der Welt, und dass sie deshalb nicht apodiktisch nach ihrem Gesetz beurteilen und verdammen können, was sich diesem Gesetz entzieht. Warum bin ich noch dazu in diese materielle Dürftigkeit gestellt? Denn siehe, das nenne ich doppelt geschlagen.

Du weisst, wie wenig Armut und Elend sich vertragen wollen mit dem Schicksal dieser Liebe. Du weisst, wie es um diese Männer steht, die ich meine und die du erschaffen hast: Armut und Elend lieben sie nun einmal nicht, denn sie sind Anbeter der Schönheit. Und die Schönheit ist nicht elend.

Du weisst, dass die Seele, die ja von dir kommt, immerfort Werte von sich ablöst, um sie auszustrahlen. Aber wie soll sie sich mit neuen aufladen, wenn du mich mit dieser Einsamkeit umgibst? Einsamkeit ist Verhungern, ist Verdursten der Seele. Führe mich in die Strahlung eines andern Menschen, o Gott. Schenke mir den, den ich suchend nicht finden kann. Suchend niemals finde. Schenke ihn mir, der auf mich wartet. Er muss doch da sein, irgendwo. Führe mich dahin, dass ich an diesen seinen Kreis rühre.

Ich weiss: es ist eine Gnade.

Nur wenigen wird sie zuteil. Am wenigsten denen, die ihrer zutiefst bedürfen:

den ganz Einsamen.

